

Die deutsche Sprache ist das Gemeinsame

Als ich die Ankündigung des Vortrags von Dr. Umes Arunagirinathan mit dem Titel „Grundfarbe Deutsch“ las und „... warum ich da hingehöre, wo die Rassisten sind“, hatte ich wieder dieses masochistische Bedürfnis hinzugehen, mich einmal mehr zum Opfer der gewohnten Vorwürfe zu machen, die man aus der progressiven („woken“) Gesellschaft gegenüber den alten weißen Männern kennt. Denn wer etwas auf sich hält, geht auch dahin, wo es wehtut.

So dachte ich – und dann kam es ganz anders: Umes Arunagirinathan ist Anfang vierzig, Tamile aus Sri Lanka, dunkelhäutig und schwul – also im woken Blickwinkel „klassisch intersektional diskriminiert“. Er spricht fehler- und akzentfrei Deutsch, ist promovierter Mediziner und arbeitet als Herzchirurg. Vor allem aber: Er schreibt Bücher – über sich und seine Erlebnisse als zwölfjähriger Flüchtling, der auf Geheiß seiner Mutter das Heimatland verlassen musste, um der Zwangsrekrutierung für den Bürgerkrieg und damit dem sicheren Tod zu entgehen. Als ältester Sohn bekam er den Auftrag, in Deutschland Geld zu verdienen, um seine Familie damit am Leben zu halten.

Die Reise war nur möglich mit Hilfe von Schleppern gegen einen hohen Geldbetrag, den man mit Hilfe der großen Verwandtschaft aufbringen konnte, und sie stellte eine Fahrt ins Ungewisse dar. Sie gelang – aber statt der geplanten acht Tage dauerte sie schließlich acht Monate und führte auf unvorhersehbaren und undurchsichtigen Wegetappen über zahlreiche asiatische, afrikanische und schließlich europäische Stationen.

Umes Arunagirinathan hatte Glück, konnte bei der Familie seines Onkels in Hamburg unterkommen, zur Schule gehen, Abitur machen und studieren – dass es auch dann nicht so einfach war, wie es sich anhört, schildert er eindrucksvoll in seinem Buch.

Was hebt dieses Buch über andere mit einem ähnlichen Hintergrund hinaus? Der Autor sieht sich nicht als „Opfer“: Opfer ist für ihn „jemand, der von anderen bestimmt wird“. „Ich aber bin frei, mich emotional und geistig zu bewegen und meine Entscheidungen zu treffen.“ Auch wenn das in seiner Geschichte nicht immer so leicht war, und da er weiß, dass er seine Erfolgsgeschichte besonders günstigen Umständen und der tatkräftigen Hilfe anderer Menschen verdankt, stimmt er „nicht in den Chor derjenigen ein, die überall systemischen oder strukturellen Rassismus am Werk sehen“.

Dass über Diskriminierung gesprochen wird, findet er wichtig – aber wie es geschieht, findet er nicht gut. Man solle die „Dinge beim Namen nennen“ und nicht ständig neue Begrifflichkeiten suchen: „Ich beschreibe mich selbst nicht als Person of Colour ... Nein, ich bin ein dunkelhäutiger Mensch, ein gebürtiger Tamile.“ Er „kann nachvollziehen“, dass sich Menschen mit Adjektiven wie „schwarz“

oder „weiß“ usw. „falsch beschrieben“ fühlen, aber er verwendet sie dennoch und „sieht davon ab, den als Ersatz empfohlenen Ausdrucks- und Schreibweisen zu folgen“.

Und er hält es für einen Irrweg, Probleme zu lösen, „indem man Verbote und Regeln zur korrekten Sprache aufstellt“. Den Schlüssel dazu „ein erfolgreicher Immigrant“ zu sein, sieht er vor allem in der Sprache: „Die Sprache ist das Vehikel der Zugehörigkeit“ – und „für alle gilt: Deutsch ist das Gemeinsame“.

Natürlich gibt es „Rassisten“, aber er hat erfahren, dass „Rassismus“ nicht die Rolle spielt, die ihm zugesprochen wird: Was er bei den meisten der angeblichen „Rassisten“ erlebt, sind eher „Fremdheitsgefühl“ und „Vorurteile“, die sich durch das Aufeinander-zugehen auflösen lassen.

Solche Sätze aus dem Mund des „alten weißen Mannes“ würden sofort als „Rechts“ inkriminiert. Umes Arunagirinathan darf sie sagen, und er betont, sie sagen zu müssen, weil „Zugehörigkeit“ für ihn bedeutet, „nicht die Unterschiedlichkeit zu betonen, sondern den Willen zu einer gemeinsamen Zukunft“.

Und die „Grundfarbe Deutsch“? Das ist die „gemeinschaftliche Perspektive“ – seine „Lieblingsfarbe – weil sie jedem gut zu Gesicht steht, egal ob er weiß, braun, schwarz oder sonst wie ist“.

Ich ging nachdenklich aus dem Vortrag nach Hause, und zufrieden – denn endlich hatte mir jemand bestätigt, dass ich kein „Rassist“ bin, nur weil ich von Menschen, die zuwandern, erwarte, dass sie unsere Sprache lernen.

Claus Maas

Umes Arunagirinathan: Grundfarbe Deutsch. Warum ich dahin gehe, wo die Rassisten sind. Rowohlt-Verlag Hamburg 2022, ISBN 978-3-499-00955-6, 240 S., 17 €

Mit Kriminalkomissar Muring ins Jahr 1890

Das Dorf Herchen, heute Teil der Gemeinde Windeck im Rhein-Sieg-Kreis, ist nicht nur der Heimatort des Apothekers und Schriftstellers Stefan Lär (Jahrgang 1990), sondern auch Haupthandlungsort seines historischen Romans „Das letzte Werk“. Vor allem in diesem Ort in idyllischer Landschaft lässt er seine Geschichte von der Aufklärung des Mordes an dem (fiktiven) Maler August Reben spielen, wobei die Handlung auch nach Düsseldorf und in andere Orte im Rheingebiet ausgreift. Als historische Zeit hat sich der Autor für das Jahr 1890 entschieden, also genau ein Jahrhundert vor seiner Geburt. Herchen gehörte damals zur preußischen Rheinprovinz, und die Menschen jener Zeit genossen den langen Frieden, der auf die Reichsgründung 1871 folgte.

Das Bürgertum, dem die Protagonisten des Romans angehören, registrierte zufrieden den enormen wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Aufstieg des Kaiserreichs; vieles spricht dafür, dass vor allem die Menschen

in der ländlichen Provinz ein insgesamt ruhiges und geordnetes Leben führten. Dem Autor Lär gelingt es gut, diese zumindest nach außen friedlich-bieder erscheinende Atmosphäre jener Zeit einzufangen, in die er das dramatische Geschehen eines Mordes eindringen lässt. Beim Versuch der Aufklärung dieses Falls steht zunächst der lokale Polizeisergeant Albert Fuchs im Vordergrund, ehe dessen Tochter Clarissa das Geschehen prägt. Die Darstellung des tatkräftigen und klugen Vorgehens dieser jungen Frau zur Aufdeckung der kriminellen Zusammenhänge, aber auch die Schilderung ihres Gefühlslebens, machen sie im Zusammenwirken mit dem Sonderermittler Kriminalkommissar Muring zur dominierenden Figur des Romans.

Der Autor verknüpft dabei die Handlungen der Romanfiguren geschickt mit anmutigen Skizzen der rheinischen Region, mit Anspielungen auf die politische Großwetterlage insbesondere im Verhältnis des Kaiserreichs zu Frankreich sowie mit lokalen Milieueindrücken. Dabei trifft er den Ton damaliger Unterhaltungsromane derart gut, dass man meinen könnte, einen zeitgenössischen Text vorliegen zu haben. So erinnert der Roman bei allen Unterschieden etwa an Clara Viebigs „Rheinlandtöchter“ aus dem Jahr 1897. Dies trübt in keiner Weise den Unterhaltungswert, sondern verleiht der „Zeitreise in die Belle Époque“ (S. Lär) im Gegenteil eine besondere Note.

Gregor Brand

Stefan Lär: Das letzte Werk. Ein historischer Kriminalroman. Ratio-books (Rheinlandia). Lohmar 2022. ISBN 978-3-945953-29-7. 316 S., 14 €

Aus dem Oldenburger Kulturleben

Der Autor dieses überaus lesenswerten Büchleins war lange Jahre Chef des Kulturreports der in Oldenburg ansässigen Nordwest-Zeitung und hat in dieser Funktion dafür gesorgt, dass man zum Tag der deutschen Sprache 2007 vier VDS-Aktive in die Redaktion einlud mit dem Auftrag, sämtliche Anglizismen aus der Zeitung zu entfernen. Der Schreiber dieser Zeilen war auch dabei. Und so erschien die Nordwest-Zeitung am 8. September 2007 komplett anglizismenfrei. Allein diese Information sollte jeden Sprachfreund neugierig machen. Und er wird nicht enttäuscht: Dieser elegant geschriebene Lebensrückblick zieht einen von der ersten Seite in den Bann.

Tschapke beginnt mit ausgewählten Größen des deutschen Literaturbetriebs, die er im Lauf seines Berufslebens zu Lesungen nach Oldenburg eingeladen hatte, etwa Siegfried Lenz, Rolf Hochhuth, Johannes Mario Simmel, Günter Kunert, Wolf Biermann oder der auch aus anderen Gründen notorische Burkhard Driest, der in einer Fernsehshow einmal von Romy Schneider die Hand aufs Knie gelegt bekam mit der Bitte, ihn doch näher kennenlernen zu dürfen. Diese Begegnungen, die auch dem Buch den → Seite 28

